**Zeitschrift:** Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift

Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich

**Band:** 46 (1942-1943)

**Heft:** 17

**Artikel:** Das Nannerl und die Kaiserin

Autor: Hein, Alfred

**DOI:** https://doi.org/10.5169/seals-671719

## Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

## **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

## Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF:** 15.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

## Das Nannerl und die Kaiserin

Wolfgang Amadeus Mozart hatte eine Schwester, das Nannerl genannt, die, freilich schon fünf Jahre älter als er, ähnliche Wunderdinge auf dem Klavier vollbrachte wie er. Zeitlebens hat Mozart seiner Schwester Marianne eine über das rein Geschwisterliche hinaus herzliche Zuneigung bewahrt. Die Wunderkindjahre, in deren Ruhm sich Bruder und Schwester neidlos teilten, waren zwar von lautem Ruhm und Reklameschreien begleitet, für die Kinder brachten sie hinter den Rulissen ihres glanzvollen Auftretens als kleine Klaviervirtuosen manche Drangsal und Krankheit, manche einsam verweinte Stunde und immer wieder das Gefühl, die eigentlichen Spiele und Freuden der Jugend dranzugeben. Da mußte Nannerl ihr Brüderl oft streicheln und trösten und gut zureden, doch nicht mude zu werden im "Kunststückelvorführen" auf dem Klavier. Der Salzburger Hoftapellmeister Leopold Mozart, Wolfgangs und Nannerls ehrgeiziger Vater, gönnte den Kindern nur wenig Ruhe. Vier Jahre lang, die unwiderbringlich schönsten der Jugendzeit besonders für Wolfgang, der erst sechs Jahre zählte, reiste Leopold Mozart mit seinen Kindern von Residenz zu Residenz — durch halb Europa: München, Wien, Paris, London, Amsterdam, um nur die wichtigsten Stappen dieser Konzertreisen zu nennen, lagen an diesem mühselig mit der Postkutsche zurückgelegten und von vielen alltäglichen Mißlichkeiten begleiteten Triumphwege der Wunderkinder.

Einen der schönsten Ruhmestage erlebten Wolfgang und Marianne Mozart am Hof der Raiserin Maria Theresia, die bald nach Beendigung des Siebenjährigen Arieges im Jahre 1763 die Mozartkinder nach Wien kommen ließ, um deren schon allerwärts gerühmtes Klavierspiel zu hören. Nannerl freute sich sehr darauf, die Raiserin zu sehen.

So traf eines Tages ein dick versiegelter Brief der hochmögenden k. u. k. Hofkanzlei zu Wien ein. Darin teilte ein Herr Hofrat "von und zu Wasweißichnoch" — wie sollte man sich den Kauderwelschnamen mit all seinen "varruckten" Titeln merken — dem p. p. Leopold Mozart, erzbischöflichem Hofkapellmeister zu Salzburg, huldvollst

mit, daß "Thre apostolische Majestät die Kaiserin und Königin Maria Theresia nebst k. u. k. Hoheiten Familie die Snade zu haben geruhten und geneigtest willens sind, ein Conzerto der beiden Kinder des genannten Mozart bei Selegenheit eines bald zu unternehmenden Besuches der Stadt Wien durch besagten Empfänger dieses Brieses gnädiglich anzuhören."

"Dös versteh, wer will," sagte Nannerl, als der Vater den schraubigen Brief vorlas, "aber die Hauptsach' is, wir fahr'n endlich!"

"Wir fahren!" lachte der Vater, ergriff das Nannerl unter den Schultern und schwang es im Kreis, daß die kleine Schleppe ihres zimtroten Schlenders nur so flog.

Die Mutter aber eilte sofort zur Jungfer Donnerbeil, der Schneiderin. Die Donnerbeilin erschien mit der Schere in der Hand und dem Metermaß um den Hals, mit hundert Nadeln zwischen den Lippen und an dem Busenlatz, eine dicke Rolle prächtigen Atlasstoffes unterm Arm.

"Himmelblau — meine Lieblingsfarbe," jubelte Nannerl.

"Die feinste Silberstickerei, die Sie hat, Jungfer Donnerbeilin, gehört auf dies himmelblaue Kleid. Denn Nannerl wird vor der Kaiserin spielen!"

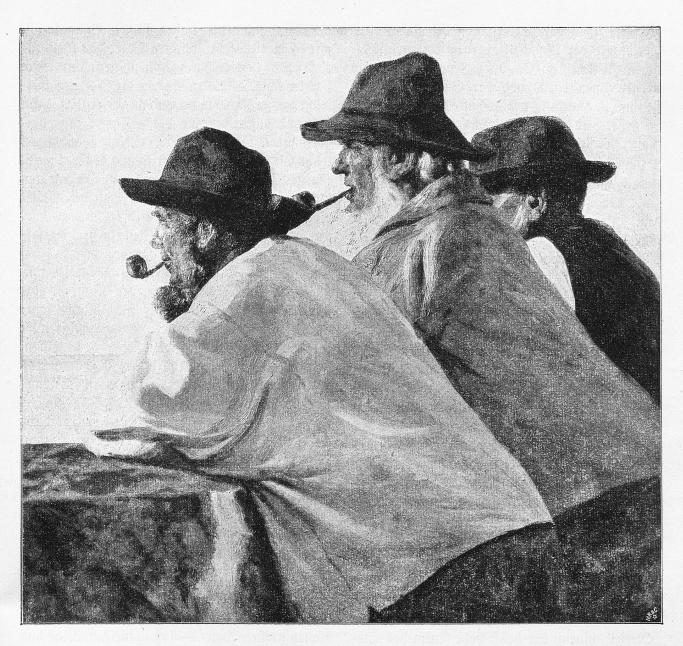
"Rlavier spüll'n vor der Marie Theres' selbdero?" Die dicke Donnerbeilin versuchte einen Hoffnix vor Nannerl zu machen, die vor ihr auf dem Tisch stand und sich zu ihr lachend neigte wie eine leibhaftige Märchenprinzeß.

"Sala-Reifrock?" fragte noch immer in Ehrfurcht ersterbend die Donnerbeilin die Mutter.

"Natürli, natürli, Donnerbeilin, wo denken's hin? Unser Madel darf doch net allzu sehr abstechen vor den Erzherzoginnen!"

"Na, na — dös derfs fei nicht. Wenn die Kaiferin fragt, Nannerl, wenn die Marie Theres' fragt, nu sag omal, mei Nannerl, wer hat dir dein Prachtgewandl gefertigt, möchte selbiges o hoam fürs kleinste Erzherzogindl — do sagst, die Donnerbeilin aus der Getreidegassen Numero 12 a. Hörst? Nannerl versprach alles. Sie war selig. Sie würde die Kaiserin sehen.

Endlich — am 18. September — war der Ab-



Auf dem Hafendamm

Nach dem Gemälde von H. Hellhoff

reisetag da. Mit einem glockenförmigen, über und über in kleine Falten gelegten Radmäntelchen angetan, bestieg Nannerl als erste die Postkutsche — und zwar oben beim Kerrn "Schwager", beim Postillion auf dem Rutschbock. Wuppdich — da saß sie auch schon neben dem fröhlich grinsenden Postillion mit seinem lackierten Lederzhlinder, mit seinem roten Frack und seinen gelben Hosen. "Tüngferchen, Sie ist mir eine liebe Sesellschaft!" sagte der Postillion. Nannerl lachte. Indes hatte die Mutter den Herrn Vater mit dem Wolferl und der ganzen Bagasch von Sepäck drinnen im Postwagen verstaut. Der Postillion blies

ins Horn. Das war das lette Signal zum Los-reisen.

Drei Wochen hatte die Postkutschenreise von Salzburg nach Wien gedauert. Und für den 13. Oktober 1763 waren die Wunderkinder nach Schönbrunn zum Konzert befohlen. Vorher aber mußten sie seden Nachmittag und seden Abend bei einem andern vornehmen Herrn oder einer adligen Dame am Klavier ihre immer wieder bewunderte Kunst zeigen. Denn seit es in den Hoftreisen bekannt war, daß die Kaiserin selbst die ungewöhnlichen Talente der Mozartischen bewundere, von denen die Erzherzogin Christine, die das

Nannerl schon vor zwei Jahren bei einem Klavierkonzert der Wunderkinder in der erzbischöflichen Residenz zu Salzburg kennengelernt und liebgewonnen hatte, und der Graf Palfsh, der sie auch in Salzburg gehört hatte, so schwärmten, da gehörte es sich ganz einfach, die kleinen Virtuosen bei sich einzuladen.

Um auch mit Nannerl, die immerhin schon elf Jahre zählte, noch Wunderkind-Kurore zu machen, hatte der Herr Vater befohlen, sie musse, nach dem Alter befragt, sagen: "Zehn gerad ungefähr!" Das gefiel ihr nun gar nicht. Aber was follte sie tun? Dem Vater mußte man gehorchen. Und wenn's ihm mehr Geld bringt, warum denn net? Oh, 's Nannerl hat spitzete Augen! War ihr net entgangen, wie der Herr Batter sich vor der Abreif' mit dem Hausherrn, dem Lozenz Hagenauer, bereden tat: Woher 's Geld nehmen für die Wiener Fahrt? Und wie ihm der Hausherr hat zug'steckt ein Lederbeutelchen voller Goldstücker! Natürli nur "borgt" hatte der Herr Vatter geflüstert und der Hagenauer hat 'nickt. Und nu wartet natürli der Hagenauer aufs Zurudgeben von dös vülle Göld! Und da muß man schon halt a biffel junger und dummer tun wie man is, wenn's dadurch eher ein'bracht is. Denn is a Het, so von Saloon zu Saloon 'numg'reicht z'werden.

So wirbelten die Gedanken in Nannerls Hirn nachts vor dem Einschlafen in dem kleinen Sasthoftammerle; der Vater schlief mit dem Wolferl nebenan in einer geräumigen Stube. Zu Nannerls Rammerfensterchen aber schaute geradezu der "Steffel" hinein, der hohe, hohe Turm des Stefansdoms, der gleich von unten an immer schmäler und spizer wird bis zum fingerdünn erscheinenden Kreuzel hochdrauf. In den Stefansdom hatte sich Nannerl schon ganz allein einmal hineingestohlen. Als der Lakai die Einladung nach Schönbrunn brachte, da hatte sie's doch ein wenig mit der Angst gekriegt, ob sie vor der Kaiserin nicht doch das Lampenfieber bekommen würde. Und da war sie in den Dom hineingestolpert durch das Riesenportal, sein gotisches Hochgewölbe umschloß sie wie Himmelswände, vor einer wundersam sich neigenden Madonna, die so suß mit ihrem Kindl spielte, fiel sie in die Knie und sprach ihr Stoßgebetl:

"Lieb's Mariele! Wo i doch g'tauft bin auf

dei Nam' und deiner liaben Mutter Anna, so hilf mir schön brav sein und dem Vater das Geld zuruck hol'n, das er hat borg'n muffen. Und wenn i schon schlecht spüllen tat, so die Raiserin vielleicht gar zu fürnehm tut und mi verirritiert, dann forg halt dafür, daß die Marie Theres' nicht hinhört, wenn i daneben hau. Schau, i hab's net leicht mit dem Wolferl. Der kann's besser, i weiß, i weiß. Braucht koaner mir zu sagen. Is halt aan Schenieh. Aber i? Dh, i armes Hascherl. Möcht viel liaber mit andern Kinderln loslausern, hab' nix von. Sab gern all mei Rleideln her, die feinen, für meinen braunen Schlender, möcht - ja, was möcht i? Aan gutts Fraule möcht i werdn, in der Ruchel werkeln und zu den Kinderln gutt sein. Dos möcht i! Aber der Herr Vatter fagt: Uben! Uben! Uben! Nannerl, vernachläffige nicht dein Talent! Liabs Mariele! Du wirst ja wissen, warum mir der Herrgott dies Talent gab. Heißt's halt üben. Und weil i 'übt hab aana schöne lange Zeit, so laß mi nun nicht im Stich. Die Fingerl werden's scho konnen, wenn du den Herrgott für mi bittst: Das Nannerl, was die Maria Anna Walburga Mozartin is, elf Jahre alt, wenn sie auch aan Lug' machen muß und "Zehn gerad ungefähr" sagen soll, das Nannerl soll vor der Raiferin Marie Theres' Klavier spull'n — mach ihre Fingerl fein ruhig und hüpfig, daß sie all die Etüden und Sonaten sauber praktizieren tät."

\*

Die Kaiserin, blond, schön, und von hoher würdiger Sestalt, — aber wie gut leuchteten ihre blauen großen Augen — saß in weißen Atlas und goldnen Brokat gewandet auf einem güldnen Stuhl in einem von hundert Lichtern strahlenden Spiegelsaal. Neben ihr ein etwas dicklicher freundlicher Mann mit großer spanischer Perücke. Das war ihr Herr Semahl, der Kaiser Franz. Und reihauf, reihab ein hübsches Dutzend Erzherzoginnen und Erzherzöge, ganz große schon und dann noch kleine, die mit Nannerl gleichaltrig oder noch jünger waren.

Da saß auch die Christin'! Grüß Gott, Christin'! sagte Nannerl, aber nicht laut, als sie in ihrem himmelblauen Reifrock den Musiksaal zu Schönbrunn betrat, in dessen Mitte ein mächtig großer Flügel stand. Die Erzherzogin Christine nickte und flüsterte der Kaiserin etwas zu. Muß

etwas Liebes gewesen sein, denn die Raiserin lächelte und winkte dem Nannerl. So wie sie's mit der Dienstmagd ihrer Mutter, der Threst, daheim geübt hatte, schritt Nannerl auf die Raiserin zu. Aber wie soll man von solch trampetem Ruchelmensch wie die Threst lernen, über Hofparkett zu schreiten?

Da waren neben der kaiserlichen Familie auch noch soviel andre hochedle Damen und Herren, die ganzen Wände rundum voll, und wenn sie sich spiegelten, nahm das viel Gemenscher überhaupt kein End', — ach, nein, da ging man lieber nicht mit gespreizten Steckschritten, sondern einfach so wie die Fußerln wollten. Schien der Kaiserin auch zu gefallen.

"Die Sand kuffen!" zischte der Vater, der hinter ihr schritt, den Wolferl an der Sand.

Da reichte die Marie Theres' — schön sieht sie aus, gar net so streng wie auf den Bildern, die in den Galzburger Gasthofstub'n häng'n! — dem Mannerl wahrhaftig die Hand. Ja, sie macht noch mehr. Sie zieht das Nannerl ganz dicht zu sich heran, nimmt den blonden Lockenkopf des Nannerls an ihre Brust und streichelt ihn. Und was sagt sie: "Armes Köpferl. Mußt soviel Notenföpferln behalten!" O gab das ein Gelächter, als die Raiserin dies sagte. So ein fein abgetontes natürlich, so wie es sich bei Hofe geziemt. Nur der Kaiser Franz, der lachte ganz ungezwungen, gerade so wie der Postillion auf dem Rutschbock, wenn ihm was Drolliges am Wege begegnete: ein Igel, der mit einer Schlange fampfte, oder eine halb städtisch angezogene Spreizen von Bauersfrau. Go lachte der Kaiser Franz und sein Altester, der Erzherzog Josef, der stimmte mit ein.

In diesem Augenblick riß sich der Wolferl von des Vaters Hand, er war wohl eifersüchtig, daß man sich mehr um Nannerl kümmerte, und sprang der Erzherzogin Christine gerad' in den Schoß. Schlang die Arme um ihren Hals und busselte sie und sagte: "Da bin i wieder."

"Bist aber net viel größer g'worden!" lachte die Christin. "Willst wohl ewig ein Wunderkind bleiben."

"Ist wirklich erst sechs Jahre," beteuerte der Vater, als hätte er Angst, man könnte daran zweiseln.

"Und wie alt bist du, Nannerl?" fragte die

Raiserin. Nannerl schrak zusammen. D heilige Mutter Gottes aus dem Stefansdom, hilf mir jett! Darf man eine Raiserin belügen? Na, dös derf ma net! Herr Vatter, verzeih deinem ungehorsamen Kind. "Elf Jahr, Thro Majestät!" sagte Nannerl und sah tapfer drein, weil sie keine Lüge fertig bekam.

"Run — schau her, wie mein' Karolin'. Die spielt auch Klavier. Werden mal sehen, wer's besser macht!"

Die kleine Erzherzogin Karoline versteckte sich hinter Christine, der größeren Schwester: "I mag net!" Hör einer an, spricht genau so liab und traut wie unsereins. Auch die Kaiserin spricht, wie ihr der Schnabel gewachsen ist. Aane liabe Famili, aane sehr viel liabe — die kaiserliche.

"Warum denn net?" lachte die Kaiserin und guckte mit ihren großen blauen Augen ihren Mann, den guten Franzel, verliebt an. "Nu gerad!" Der Herr Vater der Erzherzogin, der Kaiser, nickte: "Ja, ja, da gibt's fei nix!" Die Kaiserin aber sagte noch: "Und meine Marie Antoinette ist ungefähr so alt wie der Mozart-Wolferl. Die spielen auch z'sammen."

So geschah's. Zuerst spielte das Nannerl. Oh, wie die Finger dahinflogen, das war schon eine Lust! Aber was gaben auch die Tasten nach an diesem zauberhaften Flügel. Das klang und sang aus den Saiten wie Himmelsgeton. Das machte Lust, Triller und Passagen loszulassen.

"Bravo, bravissimo!" sagte der Kaiser Franz. Die Kaiserin klatschte in die Hände: "Das ist ja eine kleine Meisterin!" Und alle machten's mit.

Die Erzherzogin Karoline aber hatte Tränen in den Augen, als sie nun losspielen sollte. Doch einem strengen Blick ihres Vaters gehorchte sie. Zag zirpte sie los. Da flüsterte Nannerl leise: "Hab' ka Angst, Kaiserli Hoheit! Du brauchst das ja net. Dei Vatter hat eh Geld genug!" Und da lachte die Karolin' und spielte gleich besser. Als sie endete, klatschte Nannerl in die Hände, "Bravo! Vravissimo!" Die Karolin' umarmte das Nannerl. Der ganze Hof geriet darüber in französsisches Geslüster.

Tett der Wolferl! Weg waren aller Blicke und Sedanken, die noch eben Nannerl gehört hatten, ausgelöscht war sie, kaum daß der Bruder, dies Büberl, keck und kühn die ersten Töne anschlug.

Altemlose Stille herrschte. Der Kaiser und die Kaiserin ließen kein Auge vom Wolferl. Jener Herr vom Hofe, der dem Vater Mozart vorhin als Hoffompositeur Wagenseil vorgestellt wurde, wendete dem Wolferl die Roten um und nickte immer anerkennender. Denn Wolferl spielte ein schwieriges Konzert von eben diesem Wagenseil. Jetzt riß der Wagenseil den Mund auf, ganz weit auf! Sah zu Vater Mozart hinüber. Der zuckte halb unterwürdig, halb: da kann man nix machen — die Achseln. Denn Wolferl komponierte dem Wagenseil'schen Konzert noch Etliches zu, triolte und sauste die Tastatur auf und nieder. Tanzte mit seinen kleinen Fingern durch alle Oktaven sast gleichzeitig.

Nannerl nahm die Hand der neben ihr sitzenden kleinen Erzherzogin Karoline: "Siehst, was i selber auch für aan Hascherl bin, aan ganz winzig's!" Die Karolin' lächelte: "Hab di sehr lieb, Nannerl!"

Die Christin' aber, die schaute nur zum Wolferl hinüber. Die hatte 's Nannerl ganz vergessen. Wie der Lausbub spielt. Sleich einem ganzen Orchester jubelt das Finale, dessen Noten der aus dem Kopfschütteln nicht herauskommende Herr Wagenseil vergebens auf dem Notenblatt suchte.

Dann mußten Nannerl und Wolferl vierhändig spielen. Denn die Marie Antoinette hatte bloß drei Töne angeschlagen: c d e und war dann davongelaufen. Nein, nach dem Wolferl wollte sie sich doch nicht blamieren. Das kann man verstehen.

Beim Vierhändigspiel, das die beiden Mozartfinder als die ersten in der Musikwelt auf einem,
nicht auf zwei Klavieren aussührten, erinnerten
sich die Hosseute wieder, daß auch ein Nannerl
noch da war. Die Kaiserin sah wieder auch sie
lieb an. Der Kaiser aber lächelte spisbübisch vor
sich hin und flüsterte setzt Vater Mozart etwas
ins Ohr. Der Beifall galt verdientermaßen auch
dem Nannerl, als das vierhändige Spiel endete.
Der Kaiser streichelte ihr sogar übers Haar, dann
aber saste er zum Herrn Vater: "Wird er das
können?" Vater Mozart nickte. Der Kaiser Franz
bat eine Hossame um ihren Schal. Es war ein
kostbares kürkisches Sewebe. Den Schal nun breitete er über alle Tasten des Klaviers. Zwei La-

faien mußten die Enden festhalten, daß der Schal nicht wegrutschte. Und nun sollte der Wolferl spielen.

Wolferl lachte. Und sein Gesicht sah in diesem Augenblick zwergalt und gnomenweise aus, so reif fühlte er sich und war von seiner Kunst durchdrungen. Natürlich spielte er die ihm aufgegebene und schwierige Etude von Adlgasser fehlerlos auch auf der verdeckten Tastatur.

Der Kaiser staunte. Doch er machte gern Faxen, der Herr Kaiser. Und die Marie Theres' lachte von Herzen dazu. Der Wolferl habe das Marie Antoinettl, die vorhin mit einem Finger c d e spielte, doch nicht übertrumpsen können, meinte der Kaiser. Alle sahen erstaunt den Kaiser an wegen dieser Behauptung. Die Kaiserin drohte: "Aber solch Faxen!" Die kleine Marie Antoinette, die wieder in den Musiksaal hereingeschlichen war, lief zur Mutter: "Der Herr Vatter lacht mi aus!"

"Warum net gar," meinte der Kaiser. Hätte Wolferl nicht mit zehn Fingern gespielt? Na also. Und mit zehn Fingern kann man natürlich zehnmal besser spielen als mit einem. D wie pflichtschuldigst lachte da die ganze Hofschranzerei. War aber auch wirklich ein vergnüglicher Herr, der Herr Vatter von der lieben Karolin' und der ganz verschuchelten Marie Antoinette.

Der Wolferl also soll seine virtuose Überlegenheit beweisen, indem er auch wie's Antoinettel mit einem Finger spielt.

Schon war Wolferl auf den Klaviersessel gesprungen. Schon legte er los. Tatütamtan trarabimbim — das klang und sang auch aus dem einen kleinen Wolferl-Finger heraus. War nix zu machen! Der Kaiser hielt die Nase dicht über Wolferls Hand. Der Bub hexte aus einem Finger ein Herumspringen heraus, daß es bestimmt klang, als wenn der Herr Kaiser mit zehn Fingern spielte. Der Kaiser schlug solange den Takt dazu, bis die Kaiserin ganz besorzte Augen machte und die Hand hob: "Genug sett, Franz! Das Buberl sieht schon käsebleich aus!"

Nannerl sprang herbei. Aus Wolferls zwergalt verwandeltem Sesicht war wirklich alle Farbe gewichen. Er japste nach Atem. "Kannst net g'nug friagn!" schalt Nannerl leise. "Wenn dös die Mutter wüßt!" Eine der Hofdamen hielt Wolferl

ihr Riechfläschen unter die Rase. Da kam er wieder zu sich.

Vater Mozart hatte das Schwachwerden Wolfgangs gar nicht bemerkt. Er nahm mit triumphierender Miene die Slückwünsche des Kaisers und der Kaiserin, der Erzherzöge und Erzherzoginnen, der Fürsten und Gräsinnen und all der feinen Leute entgegen, die im Grunde gar nichts davon wissen, wie es solch kleinen Wunderkindern zu Mute ist. Daß sie, wenn's Bewundern vorbei ist, so einen schalen Seschmack auf der Zunge ha-

ben und eine bose Leere im Herzen spüren, weil man sie, ohne daß sie es jett schon klar fühlten, um etwas Unersetliches betrog:

Um das fröhliche Sichausleben der Kinderzeit. Nannerl führte mit schon ganz mütterlichem Sesicht ihren erschöpften kleinen Bruder in einen Winkel des Prunksaales. Mit einem todtraurigen Blick sah er seine Schwester an. Nannerl aber lächelte tapfer: "Es ist schon gut. Schau her, die Kaiserin winkt uns! — Wir müssen hin zu ihr. Mach ein Lachfraherl und komm!"



Die größle Amerikanerin

3war nicht etwa an Statur, sie war eher flein und gebrechlich, aber dafür von überragender Große an Gelbstaufopferung und Menschenliebe. Beim Donner der Ranonen, im blutigsten Schlachtgetummel, bei Tag und bei Nacht ging die kleine Frau unter den Goldaten umber, tröftend, erquidend, helfend wie ein von Gott gefandter Bote, weshalb sie von den Goldaten der Engel des Schlachtfeldes genannt wurde. Wer war denn diefer weibliche Engel? Man fragte einft den amerikanischen Genator Hoar, welches der größte Mensch der U. G. A. sei. Ohne Zögern antwortete er — Miß Clara Barton —. In der Tat war ihr ganzes Leben das verwirklichte Ideal des praktischen Christentums. Bur Feier ihres 90. Geburtstages an Weihnachten 1911 vereinigte sich die ganze givilisierte Welt, um der großen Philantropin ihre Achtung und Dankbarkeit zu bezeugen.

Clara Barton, geboren als Weihnachtsfind im Jahre

1821 zu Orford (Maff.), erbte vom Vater ein ansehnliches Bermögen, das ihr erlaubt hatte, ein unabhängiges Leben zu führen. Aber anstatt dasselbe so angenehm und bequem als möglich zu gestalten, gründete sie in ganz jungen Jahren eine freie Ochule in einer der verrufenften Strafen einer amerikanischen Stadt. Aus den sechs anfänglichen Schülern wurden deren 600 im Laufe des Jahres. Als erste Frau fand sie nach einigen Jahren Aufnahme in den ameritanischen Staatsdienft, wo fie wiederum gange Urbeit leiftete. Aber als im Jahr 1861 wegen der Oklavenbefreiung der Bürgerfrieg zwischen den Nord- und Gudstaaten ausbrach, meldete sie sich sofort zum Rrantendienst in der Armee. Bon einem Freunde über ihre erfte Tätigkeit als Armeekrankenschwester befragt, da sie ja als schwächliche Frau solcher Arbeit ganz ungewohnt gewesen fein muffe, antwortete Clara Barton bescheiden: "Man muß sich felbst gang vergessen; das ist der einzige Weg, und Gott gibt dann die Rraft, das scheinbar Unmögliche zu vollbringen." Sie ließ sich nie für ihre Dienste belohnen oder auch nur entschädigen, im Gegenteil, sie legte nahezu eine halbe Million Dollar in das große Hilfswert des amerikanischen Roten Kreuzes in Kriegsund Friedenszeiten. Beim Ausbruch des deutsch-frangosischen Krieges 1870 half sie der Großherzogin von Baden in der Borbereitung der Militarfpitaler, leiftete Dienfte auf dem Schlachtfelde, dann in Strafburg und während der Commune in Paris. Dafür erhielt fie das goldene Rreuz von Baden und das deutsche eiserne Rreuz. Rach einem torperlichen Zusammenbruch nach dem Kriege bemuhte fie fich um die Grundung des amerikanischen Roten Kreuzes, was ihr nach harten Hinderniffen im Jahre 1881 gelang. Während mehr als 20 Jahren stand sie diefer Institution als nimmermude Prafidentin bor. Auf ihren Vorschlag hin wurden im Jahre 1884 die Statuten des internationalen Roten Rreuzes in Genf in dem Ginne ergangt, daß dieses nicht nur Kriegsopfern Silfe bringen solle, sondern in Friedenszeiten auch den Opfern von Raturkatastrophen, von Hungersnöten und verheerenden Rrankheiten. Personlich half sie in der ruffischen Hungersnot des Jahres 1892, leitete den Silfedienst fur die grausam verfolgten Armenier im Jahre 1896, ging im Auftrage des Präsidenten der Union 1898 nach Cuba und bewirkte eine menschlichere Behandlung in den dortigen